

Der Sonntagsgast.

Beilage zur „Bloomfield Germania“.

Tante Malchens Nefte.

Humoreske von Freiherr v. Schlicht.

Leutnant von Perghaus, ein junger, flotter Offizier, dem die Lebensfreude und der Lebensübermut aus den Augen sprach, warf den Brief, den er soeben erhalten hatte, nach kurzem Ueberfliegen in die Ecke. Die Botschaft hatte ihm gerade gefehlt. Wie seine Tante es ihm selbst für lieb waren es mehr als zehn Jahre her, daß sie einander nicht gesehen hatten. Sie lebte im fernsten Westen, er garnionierte im äußersten Osten und nun wollte die Tante ihn auf der Durchreise nach Rußland, wo sie ihre Schwester besuchen wollte, einmal sehen. Und das ausgerechnet übermorgen, an jenem Tage, auf den er sich schon lange freute, weil er da zu einem intimen Diner in dem Hause des reichen Kommerzienrats geladen war, und weil es sich da hoffentlich entscheiden würde, ob Maria, die schöne Tochter des Hauses, seine Liebe erwidere. Er glaubte, Margas Hand sicher zu sein, und da sollte er jetzt zu dem Diner abfahren und statt dessen zu derselben Stunde, zu der er eingeladen war, auf den Bahnhof gehen und dort Tante Malchen und deren Nichte Marie, die bei der Tante als Kind im Hause lebte, in Empfang nehmen, und diese fünf lange Stunden hindurch unterhalten und in der Stadt herumführen, bis sie dann endlich am späten Abend weiter fuhren. Er dachte ja nicht daran, lieber tat er sonst was. Sein Neffe konnte die Tante mitfangen der Nichte sich einen Dienstmann engagieren und sich von dem unterhalten lassen, bis ihm dann zur rechten Zeit doch noch wieder einfiel, daß Tante Malchen in der sehr großer und weit verzweigten Familie allgemein als Ersttante galt.

Der junge Leutnant seufzte schwer auf, es war wirklich 'ne verdammte Geschichte. Er dachte natürlich nicht daran, das Diner schießen zu lassen, aber er hob jetzt trotzdem den Brief wieder auf, um den nochmals durchzulesen: „Ich freue mich ja so darauf, mein lieber Junge, dich endlich einmal wiederzusehen, aber Du mußt Dir die Uniform anziehen, damit ich Dich wenigstens äußerlich schon von weitem erkenne. Ich weiß ja kaum noch, wie Du aussehest, und die Marie, das liebe Kind, kennt Dich nur aus ganz alten Photographien. Sei nur ja pünktlich um 6,15 Uhr auf der Bahn!“

Während er noch so las, durchzudenkte ihm plötzlich ein rettender Gedanke: statt seiner mußte ein anderer: Tante Malchen und die Marie auf dem Bahnhof begrüßen. Und er mußte auch, wer dieser andere sein sollte. Nicht umsonst sah ihm ja Leutnant von Langwitz so ähnlich. Beide waren beinahe gleich groß, beide hatten sie hellblaue Augen und dunkelblondes Haar, und sie waren beide barlos. In dem Gesichtsausdruck und in manchen Einzelheiten bestand natürlich trotzdem ein großer Unterschied, aber wie sollte Tante Malchen, die ihn solange nicht gesehen hatte, den Unterschied merken, und vor allen Dingen würde die doch gar nicht auf den Gedanken kommen, daß sie statt des verordneten Neffen einen falschen in ihre Arme schloß. So suchte er sofort den Freund in seiner Wohnung auf, und es gelang ihm, den für seinen Plan zu gewinnen.

Am übernächsten Nachmittag zur angegebenen Zeit stand Leutnant Langwitz mit einem größeren und kleineren Blumenstrauß auf dem Perron inmitten der aus dem Zuge herausstufenben Menge und sah sich nach „seinem“ Verwandten um. Jede ältere Dame, die an ihm vorbeiging, prüfte er sehr eingehend darauf, ob die wohl seine Tante sein könne. Und da kam sie plötzlich auf ihn zu, mitleidig und fast, mit einem biden, runden Gesicht, das vor Gutmütigkeit leuchtete und strahlte, mit lachenden Augen und weiß ausgebreiteten Armen, und schloß darin ihren Neffen, noch ehe der Zeit gefunden hätte, sie mit ein paar Worten zu begrüßen. Sie küßte ihn ohne Umstände laut und schallend auf den Mund und auf beide Wangen und rief dann: „Endlich siehst Du mich wieder, mein lieber Junge. Wie nett von Dir, daß Du gekommen bist, ich fürchte immer im Süden. Du hättest heute vielleicht doch etwas anderes vor und wüßtest uns vergebens warten lassen. Nun bist Du doch gekommen und hast sogar so schöne Blumen mitgebracht. Eigentlich an denen habe ich Dich erkannt und daran, daß Du der einzige Leutnant in Uniform hier bist. Und hübsch sieht Dir die Uniform, mein lieber Junge, nicht wahr, wa-

rie? — Aber was rede ich mir da in meiner Freude nur alles zusammen, nun will ich mal schnell den Mund halten, damit Ihr beide jungen Leute Euch begrüßen und küßen könnt.“

So gut es ging, hatte Langwitz während die Tante sprach, sich Marie angeschaut, die einen Schritt hinter der Tante stand, um so ihrerseits unbemerkt den neuen Vetter mustern zu können. Und wie sie es ihm durch ein freundliches Zucken zu sagen schien, daß er ihr gefiel, so gefiel sie auch ihm, ja, viel mehr als das, und er hätte auch wirklich seinen jungen Leutnant sein müssen, wenn sein Herz bei dem Anblick dieser schlanken, hübschen und sehr eleganten jungen Dame nicht lichterloh in Flammen gestanden hätte. Das Mädchen nach allen Regeln der Kunst abzuküßeln, hätte sich wirklich verlohnt. Aber trotz der freundlichen Tante-Mittelschmeichelei konnte das doch schließlich nur der richtige Vetter tun, und so meinte er dann ein klein wenig verleugert: „Aber das geht doch nicht, verehrte Frau Tante, daß ich die Marie gleich so ohne weiteres küße, wir sind uns beide doch noch ganz fremd.“

Tante Malchen glaubte nicht recht gehört zu haben, wenigstens schloß sie jetzt vorher Erstaunen die Hände zusammen, denn — aber rief sie ihrem Neffen zu: „Was sagst Du da, und wie nennst Du mich? Verehrte Frau Tante? Da hörst sich denn doch alles auf, auch für Dich bin ich nur Tante Malchen, und wenn Du Marie nicht gleich küßt, dann hast Du es ihm mit mir verboden, denn die Marie ist mein Verlobter, und wer gegen die nicht liebenswürdig ist, bekommt es mit mir zu tun. Also vorwärts. Du laßt ja wirklich so, als wenn Du gar nicht mit Marie verlobt wärest.“

Und die Marie stand da und sah ihn mit schelmischen Augen an, während sie zugleich den hübschen Mund spitzte, als wolle sie ihm zurufen: „Hier bin ich, worauf wartest Du denn eigentlich noch?“

Na denn: mit Gott, für König und Vaterland! dachte Langwitz, und küßte die Marie, und die küßte ihn wieder. Und weil das so gut ging, küßte er sie noch einmal, und sie küßte ihn beim Gegenkuss nicht schulbig, und da alle guten Dinge drei sind, küßten sie sich zum dritten Male.

„So ist es recht, Kinder.“ lobte Tante Malchen, „na, nun seht Ihr Euch hoffentlich nicht mehr fremd?“
Nein, das waren sie nicht mehr, das sagten sie sich gegenseitig mit ihren Augen, als sie bald darauf, nachdem das Handgepäck zur Aufhebrung gegeben war, in einem Auto durch die Stadt fuhren, um sich die erst ein wenig anzusehen, bevor man ein Restaurant aufsuchte, um dort zu Abend zu essen. Langwitz hatte absichtlich das Restaurant eines Hotels aufgesucht, das wegen seiner teuren Preise berüchtigt war, und in dem er schon deshalb nicht zu befürchten brauchte, einen Bekannten zu treffen. Das Essen war vorzüglich, der Sekt war es erst recht, und so herrschte bald eine fröhliche, ausgelassene Stimmung, zumal Langwitz sich sehr schnell in seine Rolle gefunden hatte. Unbehaglich fühlte er sich nur dann, wenn das Gespräch auf die anderen Verwandten kam. Wer war der Onkel Julius, wer war die Tante Bertha, und wer die Nichte Klara? Er ahnte von alledem nichts, aber er hörte trotzdem anscheinend auf das höchste interessiert zu, was Tante Malchen ihm da erzählte, verstand es jedoch immer recht bald, das Gespräch auf etwas anderes zu bringen, und die Marie half ihm dabei, denn zum Glück schien auch die wenig Familienheim zu haben.

Und Marie lachte und amüsierte sich. Dazu trug wohl auch der Sekt seinen Teil bei, aber ihre Heiterkeit stieg auch Tante Malchen an, so daß die plötzlich sagte: „Wah, Ihr Kinder, es ist eigentlich zu schade, daß wir schon heute weiterreisen müssen. Na, da läßt sich ja nun leider nicht mehr ändern, aber auf der Rückreise kommen wir bestimmt wieder her, und dann verleben wir zu drei nicht nur einen vergnügten Abend, sondern ein paar vergnügte Tage.“

„Ach ja, Bitte, Tanten.“ daten der Reihe und die Nichte fast gleichzeitig, während die beiden jungen Leute sich zugleich mit einem Witz anboten, der Tante Malchen nicht entging, und der hohe Hoffnungen in ihrem Herzen wach werden ließ. Datten die beiden wirklich schon füreinander Feuer gefangen? Na, das Marie dem Neffen gefiel, war ja auch kein Wunder, und das Marie an dem hübschen, schneidigen Offizier Gefallen fand, das begriff sie auch, denn in der

kurzen Zeit, die sie zusammen waren, hatte auch sie den Neffen mit seinen tadellosen Manieren, mit seinem frohstimmigen und mit seiner Heiterkeit lieb gewonnen. Und wenn die beiden sich wirklich lieben wollten, warum sollte sie da nicht ihren Segen geben? Da blieb ihr vieles Geld, das später einzig und allein der Marie zufiel, doch gewissermaßen in der Familie und geriet nicht in die Hände eines fremden Mannes.

Plötzlich fiel es Tante Malchen ein, daß sie unbedingt noch einen Brief an das Mädchen schreiben müsse, das in ihrer Wohnung zurückgelassen war, da sie ihm etwas sehr Wichtiges aufzutragen vergessen hatte. So ging sie denn in das Schreibzimmer des Hotels. Als sie dann mit leisen Schritten zurückkam, um die beiden womöglich zu überraschen, da sahen sie Hand in Hand da und sahen einander mit so verklärten Augen an, daß Tante Malchen auf den ersten Blick erriet, was die Glode geschlagen hatte. Ihr gutes Herz wollte über, und als die beiden nun erschrocken auseinanderliefen, weil Tante Malchen es für angebracht hielt, ihre Anwesenheit durch ein leises Räuspern zu verklären, da sagte sie: „Ihr lieben Kinder, vor mir braucht Ihr Euch doch nicht zu genieren, für Euch ist doch auch mein Blick.“

„Tanten, wie soll ich Dir das je danken,“ jubelte Marie auf, „denn nun kann ich es Dir ja gar nicht sagen, ich habe den Vetter auf den ersten Blick geliebt, und ich würde ihn auch dann noch weiter lieben, wenn er gar nicht mein Vetter sein sollte.“

Unwillkürlich hochte Tante Malchen auf: „Wie kommst Du nur darauf, daß der Vetter etwa nicht Dein Vetter sein könnte?“

Und auch Langwitz, dem das Herz bis zum Halse hinauf schlug, rief ansehend ganz erlautet: „Ja Marie, wie kommst Du nur darauf, daß ich nicht Dein Vetter sein sollte?“

„Weil ein richtiger Vetter ganz anders küßt, als Du es vorhin auf dem Bahnhof tatest“, redete sie ihn übermütig, um dann fortzufahren: „Ich spreche da aus Erfahrung. Erstens küßte die Vettern unperfölicher, mehr kameradschaftlich als fest, aber trotzdem, oder gerade deshalb gibt es auf der ganzen Welt keinen Vetter, der sich erst erinnern lassen muß, seiner Cousine einen Kuß zu geben, vorausgesetzt, daß sie leidlich hübsch ist, und nicht wahr, das bin ich doch?“ warf sie übermütig ein. „Und zweitens —“

Der Vetter war nun doch ein wenig betreten, und in der Hoffnung, vielleicht doch noch zu retten, was zu retten war, nahm er kühn ihre Frage auf: „Und zweitens, Cousine —“

„Wie gesagt“, fiel sie ihm lachend ins Wort, „verdhängig bist Du mir schon auf dem Bahnhof vorgekommen, und als wir dann hierher in das Restaurant gingen, als Du Deine Mühe einen Augenblick auf den Tisch legtest, bevor der Kellerer sie an den Garderobehaken hing, weißt Du, was ich da in Deiner Mühe fand?“ — „Dieses hier.“ Und ihre Handtasse öffnete, entnahm sie der eine Flutenkarte, die sie wohl ganz unbemerkt aus seiner Mühe herausgezogen hatte.

Da sah er es ein: jetzt half, kein Zeugnis mehr, und er wollte auch gar nicht leugnen, dazu war die Marie viel zu hübsch und viel zu lustig. Nun begriff er es auch, warum die so wenig Familienheim besaß und ihm geholfen hatte, wenn das Gespräch auf die anderen Verwandten kam. Nun mußte er also Farbe bekennen. Was würde nur Tante Malchen sagen — ?

Aber als er dann geachtet hatte, wie er aus Freundschaft für den Kameraden die Rolle des Neffen übernommen hatte, da sagte Tante Malchen ebenso wenig etwas, wie sie es nicht erriet. Starr und sprachlos sah sie da. So war sie in ihrem Leben noch nie übertrumpft worden, und das Schlimmste war, sie durfte nicht einmal schelten, denn sie hatte dem Leutnant ja selbst zugeredet, die Cousine zu küssen und ihn sogar zu küssen, er stelle sich wirklich so an, als sei er gar nicht mit der Marie verlobt.

Nein, sie durfte nicht schelten, und je länger sie jetzt die beiden glücklichen jungen Menschen betrachtete, desto weniger empfand sie eine unterlassene Strafbestrafung als Mangel. Unschlüssig: konnte sie sich nicht wirklich noch freuen, daß sie jetzt zu ihren vielen Neffen, die sie ohnehin schon besaß, noch einen neuen hinzubekommen hatte — — ?

Nur keine Landbrauerei!

Humoreske von Freiherr v. Schlicht.

Zweitausend Hektoliter Malzverjud, was ist das gar im Jahr? Dazu die Lasten und Abgaben immer mehr, die Dienstboten immer auffälliger, die Witze immer knotiger. Und bei aller Blag und allem Verdruß dem Publikum doch nichts recht machen können, dem...! Nein, eine Landbrauerei wenn ich haben möchte, — lieber schon gleich weiß Gott was und weiß Gott wo. Der Zieglerbräu von Wallching könnte ein Lied singen davon.

In einem Sonntag im September war's und gegen den Abend zu. Der Schneidergütlein von Wallching, der Matthias Götliner, sah auf dem Dachstuhl seines Hauses, den einen Fuß herüber, den andern drüber, als wenn sein Häufel eine Geiß und er selber ein wirtlicher Schneider wär, der heut noch fortreiten muß auf die Götter. Vor dem Hause aber standen seine Frau und ihre acht Kinder und riesen abwechselungsweise zum Hausdach hinauf: „Hieß, was hast denn wieder!“ — „Geh, Vater, steig ab!“ — „Schau, was müüssen si' denn b' Leut denka!“ — „Vater, kimmt doch!“ und was dergleichen gütlicher Jureken mehr. Eine davon mußte indes den Schneidergütlein gleichwohl aufgebracht haben; denn auf einmal hob er eine Dachplatte ab und schleuderte sie — patz! — mitten unter seine Familie, die kreischend auseinanderstob. Und wie der Tiger, wenn er einmal Menschenblut geloset hat, immer reizender wird, so der Götliner hieß mit den Dachziegel. Patz, patz, patz! ging's dahin, und als die Ziegel um ihn herum ratter wurden, rüdte er einfach im Reckig vor und fuhr in seinem Vernichtungswort an einer anderen Stelle mori. „Narischer Teufel, narischer!“ schrie sein Weib hinauf — patz! — trachtete es von oben dazuwischen; „alle mitanand bringt uns so' ins Elend!“ — patz! — „mit deine Kämpf!“ — patz! — „Hätt' i nur di nla g'sehen! Nur grad di woinn i nla g'sehen hätt' i!“ Und sie verfluchte die Stunde, da der Götliner hieß ihr bräutlich genahrt, und die Kinder heulten und die Nachbarn quakten aus Tür und Fenster und der Schneidergütlein fuhr fort, sein Dach abzudecken. Da ließ das Weib fort, ins Dorf bhinein, zum Feuerwehrtommandanten, der ihr unklugig letzte Unterstützung angefragt hatte, wenn den Mann wieder einmal sein Rappel anpade, und gleich darauf lönte das Alarmsignal die Straßengehänge: Tee-tee-tee, da-tee, da-tee! Aus den Wirtshäusern rannten sie, aus den Bänken stürzten sie, das Feuerhaus rissen sie auf und die Spritze herauf, den Schlauchwagen dazu, und fort ging's an das obere Ende des Dorfes, vor das Schneidergütlein. Die Spritze nagelneu. Schien Nachbar-Verlobter, bei keinem Brand noch — leider! — in Aktion getreten, die letzte Feuerwehrrichtung ohnehin ausgefallen, wegen dem Kommandanten seiner Fügigkeit, der Bezirksbarman wie der Teufel auf Schneid und Training aus. — Götliner hieß, du freu dich!

Er war gerade bei der dritten Ziegelreihe, von oben gerechnet, da trat ihn der erste Buß mitten auf das grünstamene Giel. Von da weg aber bis zum Gesicht ist es für einen, der den Spritzenlauf wie er Wagnereimer Balz auf zu handhaben weiß, nimmer weit, und wer erst den halben Wallchinger Bach in der W-lage drin hat, der hätt' ein trockenere Versteck für das Verdringlichte und steht gerne von allen Nebenbühlichfeiten ab. So auch der Schneidergütlein vom Dachboden. Während er ist aber zur Dachluke hineinzugänge, bot sich dem Wagner bald aus noch eine Gelegenheit, wie sie in hundert Jahren nicht zweimal vorkommt, dem Götliner hieß hinten hinaufzuweisen mit einem vollen Strahl der heftigsten Technik unserer Zeit, unter Handeltatschen, Probieren, Schellen dem Gelächter und Spottreden verlohnt der Schneidergütlein. Tee-tee-tee! ertönte das Signal, und die Spritze kloppte.

In der vor. eintretenden Pause wollte der Kommandant etwas näher am Haus dran eine Bereitwilligkeitsbezeugen lassen, und wie er gerade die entsprechenden Befehle erteilte, kam aus jener Luke heraus ein Dachziegel geflogen und traf ihm auf der linken Kopfsseite, und wer da etwa meint: „wasu eine Landbrauerei: einen Helm und der Kommandant einen Hochdruckschlauch“, der soll nur nach Wallching gehen und nachfragen. Von jedem Kind kann er es dort hören, daß der Kommandant ein feinen Helm und seinen Buß das Leben verbannt. Tief genug war ja

die Wunde auch so noch, und gebuhlet hat er — sein Adjutant sagte: wie eine Sau.

Damit hatte die improvisierte Uebung ihr Ende erreicht. Die Feuerwehre protzte auf, und der Schneidergütlein ab, legte sich nieder und schlief seinen Türken aus. Als er ihn weg hatte, deckte er sein Häufel wieder zu. Ziegel an Ziegel, raderte drei Wochen lang vor früh bis spät wie ein Vieh und behauptete, daß an dem ganzen Durcheinander nichts anderes schuld gewesen sei als dem Zieglerbräu sein Bier, sein mentisch starkes Bier, das einen schon mit dem dritten Maß hirndamsch mache. Und sein Weib sagte des gleiche und fügte aus eigenem noch einen Schwallow von Injurien gegen den Zieglerbräu hinzu. Aber nicht genug: als nach drei Wochen der Götliner hieß wegen gefährlicher Körperverletzung vor dem Schöffengericht stand, da stellte sogar der Feuerwehrtommandant seine Verwundung als lächerlich leicht, dem Zieglerbräu sein Bier dagegen als unfähig schwer hin, und die übrigen Zeugen beschrankten sich überhaupt von vornherein in ihren Aussagen auf das Zieglerbräu, indem sie von den Vorgängen am Schneidergütlein entweder Details oder doch nur belanglose Details wahrgekommen haben wollten. Ja, als trotz alledem das Gericht den Matthias Götliner auf acht Tage versenkte und dem Zieglerbräu gar nichts geschah, da machte sich das verlegte Rechtsgefühlgewand Wallching in bestigen Ausfällen gegen den Oberamtsrichter und den Bierbrauer Luft, die alle zwei nicht wußten, was es um ein zu starkes Bier sei. „Wart“, dachte sich der Zieglerbräu, „da kann ich helfen!“ und soft von der Stunde an sein Bier wie eine Zwölfschenbräu ein.

In diese Zeit fiel der Wallchinger Meteoranfall, und keine drei Leute hätten mehr Platz gehabt beim Zieglerbräu. Im Saal nicht und nicht in den vier Zimmern auf den Gängen nicht und nicht im Stegenhaus. Zuerst wurde die „Uebergabe von Sedan“ aufgeführt, und der Zieglerbräu meinte war der Kaiser Napoleon und der Vater Alir der König Wilhelm. Hierauf wurde getanzt. Dabei trat der Kaiser Napoleon den Götliner hieß so schmerzhaft auf den Fuß, daß er sich eine derbe Zurückweisung mit ungemein spöttischer Anspielung und seine Unfähigkeit bei Sedan und seine Hinfälligkeit in Wallching zuzog. Doch langte der Monarch, der ja, wie keinem Geschichtsnachrichten unbekannt, die Ritterlichkeit selber war, die Tour zu Ende, führte seine Tänzerin an ihren Platz unter der Heubodenstiege und kaufte sich den Schneidergütlein. Er trat ihn im großen Saal in der Nähe des Ofens im Gespräch mit dem Norddeutschen - Bundes - Kanzler Grafen Bismard. Seine Worte an ihn liefen auf eine erste Verwarnung hinaus, zwischen der französischen Kriegskunst und der Wallchinger Bierproduktion nichtswürdige Vergleiche zu ziehen, und wenn sie auch nichts von der gefälligen Leichtfertigkeit des Pariser Idioms verriet, so bestirnt doch der Kaiser der Franzosen später, vor dem Schöffengericht auf das entschiedenste, sie mit der Urrede: „Du hundsblutener Fretler“ eingeleitet zu haben. Sei dem wie immer, sicher ist, daß der Götliner hieß auf den Vorhalt hin wie ein Trübhorn aufstimmte und dem unglücklichen Monarchen den Schimpf entgegenstreckte: „Ja, no amal sag' i's: A G'fiff macht! Als woinn d' grad zwegn der Farb Kapuzinertuln dein aussiadest und sunst aber schon rein gar nit!“

„Hieß, sei had!“ suchte jetzt Graf Bismard als ehrlicher Ratler zu vermitteln, „dein Kausch kriaght ja bu allermee!“

Die Spannung war aber bereits zu groß. Ein Köcheln, möglicherweise sogar zu Unrecht als Hohn gedeutet, und der Kaiser der Franzosen lag an den großen eisernen Ofen hin und der Ofen ergrühter, Schwante, ziel und begrud unter sich Napoleon III., den Grafen Bismard und den Götliner hieß, die beiden erstere mit ihrem sämtlichen Orden. „Woinn's n nit bald wegbring's“, äußerte auch in dieser Situation seinen Schorfbild beklüdet, der Bundeskanzler mit schwacher Stimme zur Umgebung, „naaher verdruct er uns no alle drei.“ Doch schon gelang den gemeinsamen Bemühungen des Kaiserbild, und die drei erhoben sich der Götliner hieß freilich nur, um vom General Wollte im Verein mit einigen Jostliten hinausgeworfen zu werden. Wollschraubend kam er heim.

Die Schalkkommerte war, wie sein Weib ihm für den nächsten Kausch angedroht, von innen vertiegt. Er hieß sie ein. Und weil er

seinerseits dem Weib, wenn es die Drohung wahr mache, auch gleich die Strafe dafür zugeschworen hatte, so rief er jetzt die Schneidergütlein aus dem Bett, packte sie und trug sie, soviel sie auch zeterle und schrie, auf den Hof hinaus und jencm kleinen Bretterhäuschen zu, das so niedlich hier wie anderswärts, als ob das Märchen darin wohne, und doch so voller Realität des Lebens ist, und sich die Tür des Häuschen auf, stieß sein Weib hinein, schlug die Tür zu und schob den Kiesel vor. „So“, sagte er aufatmend, „ein Mann, ein Wort“, lehrte in die Schlafkammer jurück, legte sich nieder und entuschte.

Die Schneidergütlein aber tobte und rüttelte an Tür und Dach, stemmte sich gegen Norden, stamm: sich gegen Süden, gegen Ost und West an die Wand, und das Häuschen bebte, brachte in den Fugen und barst. Dann erfüllten ihre langgezogenen Hilferufe die Nacht. Aber niemand kümmerte sich darum, alles war abgehört gegen Hilferufe aus dem Schneidergütlein, und Franziska Götliner kann über diesen Abschnitt ihres Lebens schreiben: „Aus eigener Kraft!“ Denn erst als sie nach geräucher Welle an Tür und Fenster der Nachbarin postete, immer lauter und lauter, und um Gottes Christi willen um Aufnahme flehte, weil sie sonst erfrieren müßte in der reistaten Novembernacht, erfrieren von ihren acht unmündigen Kindern weg, da erst ließ sie auf ein klein wenig mürrische Nächstenliebe. „Jess-Mariand-Joseph!“ erschraf die Nachbarin, im Hemd!“ Und die Schneidergütlein erhielt Einlad und Quarter.

Wieder raderie der Schneidergütlein wie ein Vieh, wieder schob er die ganze Schuld auf das Zieglerbräu, das so niederträchtig leicht sei, daß einer schon vor Wut einen Ofen einschmeißeln und auch sonst vielleicht noch in seinem gerechten Zorn das und jenes verüben könne. Und wiederum eignete sich sein Weib diese Darstellung mit den geschäftigsten Seitenheben auf den Zieglerbräu an, ja, sie behauptete jetzt schallend, bier-sieben und sieben wäre eins. Und als die Wochen darauf der Schneidergütlein abermals wegen Körperverletzung vor Gericht stand, da schaltete sogar der Graf Bismard die ganze Wäre als nicht der Rede wert mit Ausnahme des Zieglerbräues, das allerdings so himelfreiend blinn sei, daß man ruhig sagen könne: ein Saugfäß. Einzig und allein der Bräumeister — aber sein Wunder, sagten die Leute — trat für den Pömpel ein. Um übrigen, obwohl schließlich der Götliner hieß wieder seine acht Tage droben hatte, schien es auch diesmal wieder, als sei nicht der Schneidergütlein, sondern der Zieglerbräu auf der Anklagebank und läme dieses Mal wohl kaum mehr mit der Freiheit davon.

Glaubt ihr mir's jetzt, wenn ich sage: lieber schon weiß Gott wo und weiß Gott was — nur seine Landbrauerei!

Bismard's Anekdote.

Eine ziemlich unbelannte Bismard's Anekdote, die zugleich einen interessanten Beitrag zu Bismard's kerkhafter, u. a. von Erich Wards so glänzende analytischer Religiosität bildet, sei hier wiedergegeben. Die belanneten, in annähernd 150,000 Exemplaren verbreiteten „Lösungen der Brüdergemeine“ hatten auch in Bismard's ihren regelmäßigen Leser. Die Direktion der Deutschen Brüder - Union in Herznhut rechnete es sich zur Ehre an, dem Reichskanzler alsbald ein Exemplar dieser „Lösungen“ zu überreichen, die aus je einem biblischen Text Alten und Neuen Testaments für jeden Tag bestehen, denen zwei Gefangbuchverträge beigefügt sind, die vielfach manchmal etwas sehr die Gefühlswärme des Bismard's atmen. Einmal brachte es die Gelegenheit mit sich, daß Bismard in seinem Palast in der „Düne“-strasse eine Anordnung der Berliner Brüdergemeine empfing, die ihm das Geschenk eines für Bismard begeisterten herenbüchlichen Missionars überreichte, bestehend aus dem prachtvollen Fell eines in Labrador erlegten Eisbären. Dabei kam dann auch die Rede auf die Lösungen, und Bismard verband mit dem Gesandnis, daß er sie sehr schön und täglich lese, folgende reizende Charakteristik: „Wollen Sie“, sagte er zu dem Prediger G., „das Rudogenerk (die Wollerte) ist ganz prächtig, aber die Wollerte (die Gefangbuchverträge), die verbinden wir nicht immer zu gelären.“

Ein Tiger bringt es fertig, einen schwarzen Bullen eine große Strecke weit beschleppen.